

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 159 (2018)

Artikel: "Wichtig ist, dass man seine Gefühle im Zaum hält!"
Autor: Cuonz, Romano
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1030172>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



**«Wichtig ist, dass
man seine Gefühle
im Zaum hält!»**

Als IKRK-
Delegierter
riskierte
Jürg Frei
sein Leben.

Interview Romano Cuonz
Bilder zvg, Romano Cuonz

Seit 24 Jahren engagiert sich Jürg Frei beim Roten Kreuz in der Auslandarbeit. Seine Karriere begann er als Delegierter des Internationalen Roten Kreuzes. Seit 14 Jahren ist er im Departement Internationale Zusammenarbeit des Schweizerischen Roten Kreuzes in Bern tätig. In Südafrika, Liberia, Burundi und Osttimor leistete der Stanser mutige humanitäre Arbeit. Oft in Gebieten mit jahrelangen Kämpfen zwischen bewaffneten Gruppen. Seinen Versuch, Hoffnungslosigkeit zu überwinden und betroffenen Menschen das Leben etwas leichter zu machen, schildert er in diesem Interview. Und er beantwortet auch Fragen zu Gefahren und Rückschlägen bei seiner Arbeit.

Acht Jahre nahmen Sie als Mitarbeiter des Internationalen Roten Kreuzes Strapazen und Gefahren auf sich. Was für ein Mensch muss man sein, um so etwas tun zu können?

Ich war schon als Kind eine Leseratte und interessierte mich früh für fremde Völker und Kulturen. Später wollte ich mich engagieren. Wollte etwas Positives tun. Irgendwie braucht es so etwas wie ein inneres Feuer, damit man diese Arbeit auf sich nimmt. Heute aber weiss ich, dass ich sachlich und prozessorientiert an Probleme herangehen muss. Man darf nie das Gefühl haben, unglaublich viel bewirken zu können. Wenn ich bei meiner Arbeit eines gelernt habe: Es gibt nie Schwarz und Weiss. Die Guten sind nicht immer die Guten und die Bösen nicht immer die Bösen.

Aufgewachsen sind Sie in Nidwalden. Was hat Sie da besonders geprägt?

Mein Vater, damals Inhaber des Cafés und der Konditorei Frei in Stans, schrieb gerne humorvolle Gedichte. Ich liebte seine Wortspiele im Nidwaldner Dialekt. Von ihm habe ich wohl mein

Talent fürs Lernen von Sprachen geerbt. Wenn mein Vater am Radio die Mittagsnachrichten hören wollte, mussten wir still sein. Zuhören. So bekam ich vieles mit. Und dann gab es ja auch noch meine drei Tanten Anna, Gertrud und Mathilde: die Weisswaren-Schwestern Frei. Das waren Frauen, die die Basler National-Zeitung abonniert hatten und mit mir am Tisch gerne über das Tagesgeschehen in der Welt diskutierten. Das prägte mich.

Wenn wir schon beim Sprachenlernen sind: Sie sprechen ja gleich fünf!

Sprachen lernen ist eine grosse Denkschule. Sie eröffnen dir den Zugang zu anderen Denkweisen und Kulturen. Sprachen lernen fiel mir nie schwer, weil ich mich für die Völker interessierte. Am Kapuzinerkollegium in Stans haben mir sehr gute Lehrer im Sprach-, aber eben immer auch im Geschichtsunterricht das Fenster zur Welt geöffnet. Mit viel Menschlichkeit. Da wurde der Weg für mein späteres Studium in Ethnologie, Geschichte und Kommunikationswissenschaften geebnet. Die englische Sprache lernte ich während eines Austauschjahrs in den USA lieben. Obwohl Englisch heute eine Universalsprache ist, darf man nie vergessen, dass es auf der Welt 6700 Sprachen gibt! Deshalb lernte ich vor Ort Indonesisch. Und deshalb habe ich in Osttimor beim Zusammenstellen eines Wörterbuches in der seltenen Papuasprache Fataluku geholfen. Die wird nur noch von 30'000 Leuten gesprochen. (Frei lacht) In einem andern Leben werde ich vielleicht Sprachforscher!

Im Studium befassten Sie sich mit Geschichte und Ethnologie. Mussten Sie die «graue Theorie» bei Ihren Einsätzen nicht täglich über den Haufen werfen?

Man kann zwar aus der Geschichte lernen. In Konfliktgebieten aber war ich oft froh, wenn ich die Geschichte gar nicht kannte. Ja, ich habe mich darum foutiert. Geschichtsschreibung ist

selten frei von Urteilen: Hier sind die Bösen, hier die Guten. Die einen verlieren, die andern gewinnen. Indessen: Grosse gesellschaftliche Umwälzungen passieren täglich neu. Wenn man da humanitäre Hilfe leisten und Leiden lindern will, sollte man sich nicht mit Gut und Böse befassen. Im Gegenteil – das Kredo für IKRK-Delegierte lautet: Stets neutral sein und neutral auftreten!

Ihr erster Einsatz erfolgte 1993 in Südafrika. Durften Sie den Ort selber wählen?

Beim Einsatz geht es fast militärisch zu und her. Nach einer dreiwöchigen Grundausbildung beim IKRK erhielt ich ein Aufgebot nach Südafrika. Ich wusste, dass man dort in Städten wie Kapstadt und Pretoria wohnt und vor allem in Anzug und Krawatte Gefangene zu besuchen hat. Ein Diplomaten-Job! Ich hatte mir eher einen Ort im Busch ohne jeden Luxus vorgestellt. Als ich reklamierete, schlug mir der Rekrutierungsbeamte als Alternative Liberia vor. Dort gebe es gar nichts! Für meine Entscheidung liess er mir allerdings genau fünf Sekunden Zeit. Dies überforderte mich. So ging ich dann doch nach Südafrika.

Sie gerieten wohl mitten in die Auseinandersetzungen zwischen Schwarzen und Weissen, Unterdrückern und Unterdrückten?

Ich reiste tatsächlich mit Bildern von Apartheid und Ungerechtigkeiten im Kopf nach Südafrika. Diese Bilder gab es auch. Fraglos! Aber eben nicht nur. Schon bald musste



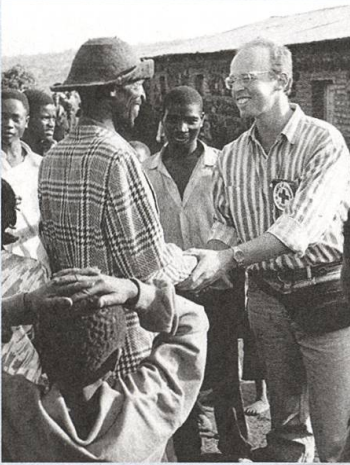
Osttimor

Wann: 1974–2002

Der Konflikt: Nach dem Rückzug der portugiesischen Kolonialmacht 1974 kommt es zu einem Bürgerkrieg in Osttimor, Indonesien annektiert das Land. Es folgt jahrzehntelanger Widerstand gegen Indonesien. Fast ein Drittel der Bevölkerung verliert während der Besatzungszeit das Leben, das IKRK ist die einzige Hilfsorganisation mit Zugangserlaubnis. Nach dem Sturz des Suharto-Regimes 1998 in Indonesien kommt es 1999 zu einem Unabhängigkeits-Referendum in Osttimor. Die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung stimmt für die Unabhängigkeit. In einem beispiellosen Feldzug der Zerstörung ziehen die indonesischen Truppen ab. Das Land wird total zerstört und geplündert, Hunderttausende in Lagern auf indonesischem Boden interniert.

Die Lösung: Am 20. Mai 2002 wird Osttimor (offiziell: Timor-Leste) ein unabhängiger Staat und im September 2012 Mitglied der Vereinten Nationen (fast gleichzeitig mit der Schweiz).

ich mich auch mit Gewalt der Schwarzen untereinander befassen. Als ich ankam, stand die Wahl Mandelas zum Präsidenten an. Bei der Vorbereitung des Wahlkampfes herrschte in den Townships ein unerbittlicher Krieg zwischen politischen Gruppierungen. Für mich war vieles furchtbar zu sehen. Ich musste mein Schwarz-Weiss-Bild von



Zur Person

Heute wohnt der 57-jährige Jürg Frei mit seiner Frau Ivana Ramazzini auf dem Land im französischen Savoyen ganz in der Nähe von Genf. Während seiner Arbeit – nun beim Schweizerischen Roten Kreuz – logiert er in Wabern bei Bern. Geboren wird Jürg Frei 1960 in Stans. Sein Vater führt das Café und die Konditorei Frei. Nach der Primarschulzeit und der Matura im Kapuzinerkollegium St. Fidelis macht der Nidwaldner an der Universität Bern das Lizentiat in Ethnologie. Zusätzlich studiert er Geschichte und Kommunikationswissenschaften.

Später arbeitet er beim Internationalen Komitee vom Roten Kreuz (IKRK). Sein erster Einsatz als Delegierter erfolgt von 1993 bis 1994

in Südafrika. 1994 arbeitet er im Bürgerkriegsland Liberia in Camps mit bis zu 200'000 Bedürftigen. Ein angespanntes Jahr erlebt er 1995 in Burundi, wo zu dieser Zeit ein Genozid verübt wird. Von 1996 bis 1998 arbeitet der Nidwaldner als neutraler Beobachter in Osttimor. Drei Jahre beschäftigt sich Jürg Frei anschliessend am IKRK-Hauptsitz in Genf mit Projekten für die Zivilbevölkerung nach der Kosovo-Krise und nach der Unabhängigkeit Osttimors.

Heute ist er Leiter der Abteilung Asien und Europa/GUS im Departement Internationale Zusammenarbeit des Schweizerischen Roten Kreuzes in Bern und verantwortlich für die Leitung von 14 Landesprogrammen mit einem spendenfinanzierten Budget von rund 20 Millionen Franken pro Jahr.

Unterdrückern und Unterdrückten um zahlreiche Graustufen erweitern. Wir sahen immer auch weisse Opfer schwarzer Gewalt. Bei Besuchen in afrikanischen Gefängnissen trafen wir Gefängnis-Direktoren und -Wächter: die sogenannten Bösen! Aber genau so ein Direktor fragte uns einmal, wie er es besser machen könnte. Er wolle ja in seinem Gefängnis nicht Menschen plagen! Aber es fehle ihm an Ausbildung. Ob wir für ihn Tipps hätten? Darauf kam es zu einem professionellen Dialog. Böse wurden plötzlich zu Guten! Ja, ich habe in meinen Jahren beim IKRK oft auch die Machtlosigkeit der Mächtigen in zerbrochenen Staaten gesehen.

Wird das Rote Kreuz – oder der Rote Halbmond – immer und überall respektiert?

Die beiden Embleme stehen für etwas Bewährtes. Sind nach wie vor Türöffner. In den meisten Ländern. Für uns Mitarbeitende ist dies eine enorme Chance. Ein Beispiel: In den Homelands von Bophuthatswana war das Rote Kreuz 20 Jahre

lang verboten. Als dort im Wahljahr Mandelas ein Zehntagekrieg ausbrach, gingen wir wieder hin. Die Bevölkerung hörte davon, es kamen im Städtchen Dutzende älterer schwarzer Frauen an unsere Versammlungen. Sie sagten, dass sie auf uns gewartet hätten. Dass sie schon früher als Freiwillige fürs Rote Kreuz gearbeitet hätten und es wieder tun wollten. Das zeigt doch, wie verwurzelt wir sind. Selbst dort, wo man uns mit Misstrauen begegnet, bleibt die Hemmschwelle, einen Rotkreuz-Mitarbeiter anzugreifen, gross. Man hört uns zu. Oder macht uns klar, dass wir gehen müssen.

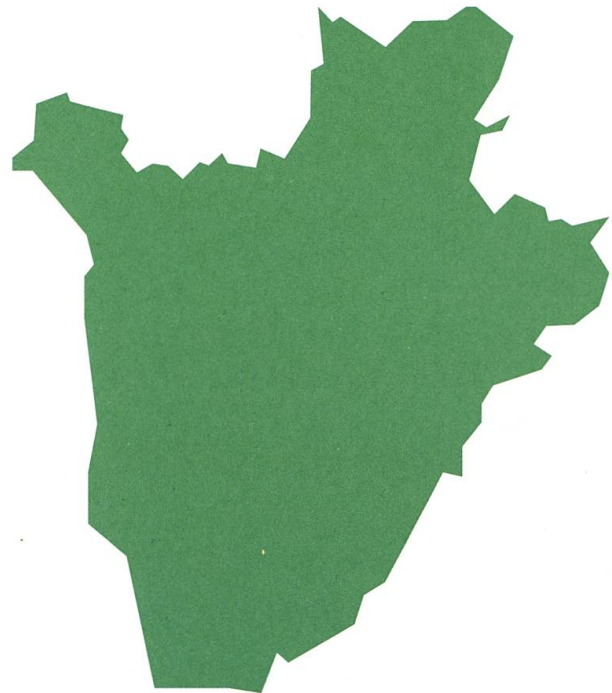
Und trotzdem sind IKRK-Mitarbeiter vielen Gefahren ausgesetzt. Wovor fürchteten Sie sich am meisten?

Gefahren kommen nicht zuerst von Menschen. An erster Stelle stehen Verkehrsunfälle. In Krisen- und Kriegsgebieten sind die Strassen unsicher. Autofahrer haben kaum eine Ausbildung. Keine Polizisten, die den Verkehr beruhigen. Die

Strassenzustände sind oft haarsträubend. An zweiter Stelle kommen Krankheiten mit oft langen Folgen. In Osttimor hatte ich einmal gleichzeitig die von Mücken übertragene Bluterkrankung Dengue-Fieber und Typhus. So elend wie damals fühlte ich mich nie zuvor und nie danach. Und just in diesem Moment kam eine Mitarbeiterin wegen eines Autounfalls ins Gefängnis. Ich wollte meinen Posten nicht verlassen, bis sie wieder auf freiem Fuss war. Doch das IKRK liess mich zwangsweise zur Pflege in ein indonesisches Spital ausfliegen.



Afrika



Spielen Sie die Gefahr, die von Menschen ausgeht, nicht herunter? Es gab ja immerhin Morde an Delegierten.

Auch diese Gefahr lässt sich leider nicht leugnen. Als ich mit der Arbeit anfang, vertrauten wir noch stark darauf, dass wir nicht angegriffen würden. Dies hat sich massiv geändert. Nach dem Beginn des Krieges in Bosnien wurde Frédéric Maurice – damals unser höchster Delegierter – in Sarajevo ermordet. Seither werden Rotkreuz-Einsatzteams vermehrt angegriffen. Als Zielscheiben benutzt. Dass Kriegsparteien keinen Respekt mehr vor Hilfskräften haben, ist weltweit ein grosses Problem. Es wird denn auch immer schwieriger, Schweizer zu finden, die bereit sind, sich in gewissen Gebieten Gefahren auszusetzen.

Auch Sie mussten einmal um Kollegen, um Freunde gar, trauern.

Eine böse Erinnerung. Es war 1996 in Burundi. Wir waren ein geschlossenes, ein gut funktionierendes Team. Arbeiteten unter

Burundi

Wann: 1972 – heute

Der Konflikt: Burundi leidet unter einer ähnlich explosiven ethnischen Zusammensetzung wie sein Nachbar Ruanda. Seit Jahrzehnten kommt es regelmässig zu schwerwiegenden Konflikten zwischen der Hutu-Mehrheit und der Tutsi-Minderheit im Land. 1993 führt die Ermordung des demokratisch gewählten Präsidenten Ndadaye, eines Hutu, und weiterer prominenter Hutu-Politiker zu einem Massaker an der Tutsi-Bevölkerung. Mehr als 200'000 Menschen sterben, Hunderttausende werden vertrieben. Das Massaker geht in den Medien wegen des noch umfangreicheren Genozids in Ruanda 1994 unter. Massaker und Gegenmassaker gehen weiter bis zur Wahl Präsident Buyoyas im Jahr 1996 und dem Waffenstillstand im Jahr 2002.

Keine Lösung: Das wunderschöne und eigentlich reiche Land ist durch die Konflikte schwer angeschlagen, Armut ist weitverbreitet. Nach einigen Jahren der relativen Ruhe nehmen die Spannungen seit zwei Jahren mit vielen Morden und Anschlägen wieder zu.

extremer Belastung. Unsere Aufgabe war es, Tausenden von Vertriebenen, die seit Wochen von Nahrungsmitteln und medizinischen Hilfsgütern abgeschottet waren, Hilfe zukommen zu lassen. Es gab Verletzte und Kranke. Wir verhandelten mit verschiedenen bewaffneten Kräften. Wussten

auch, dass wir uns grossen Gefahren aussetzten, wenn wir über Strassen fuhren, wo niemand mehr war. Immer wieder wurden Anschläge auf uns ausgeübt. Bei einem der vielen Versuche, ins heftig umkämpfte Gebiet von Cibitoke vorzudringen, wurden meine Kollegen Reto Neuenschwander, Cédric Martin und Juan Ruffino bei einem Angriff auf zwei Fahrzeuge getötet. Zwei Wochen, bevor dies passierte, war ich in die Schweiz ausgeflogen worden. Ich befand mich am Bielersee, als ich die Nachricht im Autoradio hörte. Das war ein Moment, in dem für mich die Welt stillstand. Dieses Ereignis führte dann zum Abbruch der IKRK-Tätigkeit in Burundi.

Wo waren Sie selber in grosser Gefahr?

Da war ein kleiner Weiler im Kosovo. Ich war unterwegs mit einer Kosovo-Albanerin, die perfekt Serbisch sprach. Wir versuchten mit der Befreiungsarmee auszuhandeln, dass wir Leute auf einigen Bauernhöfen, die seit mehreren Wochen von der Aussenwelt abgeschnitten waren, aufsuchen durften. Die Stimmung war aufgeheizt. Die Serben waren erzürnt. Selbst das Rote Kreuz schauten sie jetzt als Feind an, der mit Kosovo-Albanern verbündet war. Plötzlich griffen zwei ältere Bauern die Übersetzerin an. Der Vorwurf: Sie sei eine Verräterin! Dann packten sie die Frau. Fesselten sie an einen Zaunpfosten. Der eine holte ein Gewehr, um sie zu erschiessen. Nun begann ich zu reden. Und zu reden. Zwei Stunden habe ich verhandelt. Die Kollegin war unter Schock, trotzdem übersetzte sie weiter. Am Schluss banden sie die Frau los... Ich erlebte oft ähnliche Situationen. Da ist man dann selber erstaunt, wenn man ruhig bleibt und nicht locker lässt. Ausrasten wäre das Schlimmste. (Frei lächelt) Oder hatten wir einfach nur einen Schutzengel?

Gab es Situationen, in denen Rückzug die letzte Möglichkeit blieb?

Leider ja. So etwa 1994 im liberianischen Bürgerkrieg. Charles Taylors Truppen herrschten auf

grausame Art. Wir versorgten damals 200'000 Vertriebene in Lagern. Weil uns bewaffnete Banden das Essen vorab stehlen wollten, haben wir in den Lagern selber gekocht und den Leuten die Mahlzeiten gleich verabreicht. Während einer solchen Aktion bekamen wir einen Funkpruch von der Delegationsleiterin aus Gbarnga: «Kehrt auf gar keinen Fall mehr zurück! Ihr müsst fliehen. Richtung Elfenbeinküste!» Dann brach der Funkkontakt ab. Wir waren zu viert. Liessen unsere Fahrzeuge stehen. Flohen zu Fuss weiter. Schliesslich nahm man uns in Gbarnga in Geiselhaft. Unsere Sorgen aber galten den rund 100 lokalen Angestellten, die verschwunden waren. Wir wussten: In diesem Bürgerkrieg gab es unglaubliche Massaker. Wir mussten das Schlimmste für uns selber befürchten. Nach zwei Wochen Irrfahrt durch Liberia kamen wir an der Elfenbeinküste frei. Krank und traumatisiert. Das IKRK brach die Hilfsoperation sofort ab. Wir sollten in die Schweiz repatriert werden. Doch wir wehrten uns. Gingen noch von Flüchtlingslager zu Flüchtlingslager. Wollten schauen, ob unsere einheimischen Angestellten – tolle Leute – überlebt hatten. Am Ende stellten wir zu unserer Freude fest, dass bis auf einen alle überlebt hatten. Zu Fuss und nackt waren sie 100 Kilometer bis zur Elfenbeinküste geflohen. Nur: Was war mit den 200'000 Leuten geschehen, die wir im Landesinneren versorgt hatten? Das haben wir nie erfahren. So etwas macht dir zu schaffen!

Wie schützt man sein Leben? Ist man für den Notfall bewaffnet?

Wir müssen vermeiden, dass wir mit kämpferischen Gruppierungen verwechselt werden. Deshalb sind wir unbewaffnet. Auch Begleiter mit Waffen haben wir nie dabei. Häuser, in denen wir wohnen, lassen wir ab und an durch Sicherheitspersonal bewachen. Heute kann es in Extremfällen auch vorkommen, dass man in gepanzerten Fahrzeugen fährt und kugelsichere Westen trägt. Was wir immer taten und tun: Unsere Einsätze

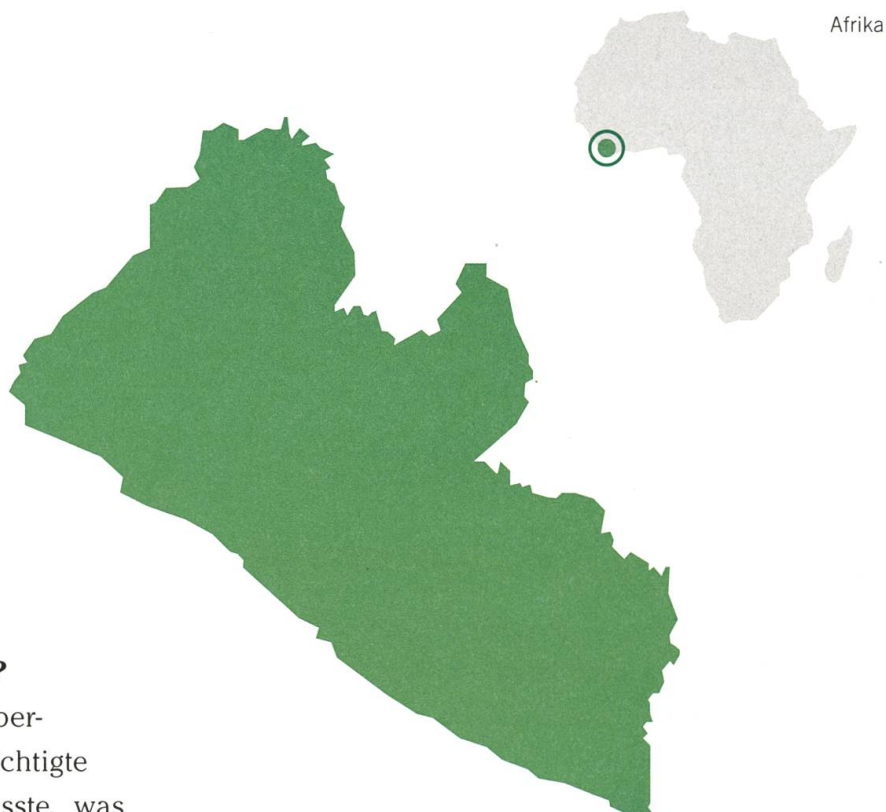
aufgrund der Gefahrenlage seriös planen. Es kam vor, dass uns eine Haushälterin, die Verwandte bei den Milizen hatte, am Morgen sagte: «Herr Delegierter, heute gehen Sie besser nicht nach Cbitoke!» In solchen Momenten fragten wir gar nicht erst nach. Wir waren gewarnt.

Da muss man doch ständig furchtbare Ängste ausstehen?

Ja schon. Ich musste oft Angst überwinden. Etwa, wenn ich in berüchtigte Gefängnisse ging und nicht wusste, was mich erwartete. Dort versuchen sie immer, dich einzuschüchtern. Nein, ich bin nicht ein mutiger Mensch. Wenn in mir Angst hochsteigt, bin ich angespannt. Nervös vielleicht. Aber ich habe gelernt, wie ich mit meiner Angst umgehen kann. Ich kann sie in die unterste Schublade tun. Kann mir sagen: Dort bleibt sie, bis ich hier fertig bin.

Sicher galt es immer auch, grosse Entbehrungen in Kauf zu nehmen.

In der Tat: Bei Einsätzen musste man mit ganz wenig auskommen können. Der Inhalt des Necessaires war dann oft die ganze Wohnungseinrichtung: Rasierschaum, Rasierpinsel, Klinge, Zahnbürste, Zahnpasta, Seife, Deo. Und vielleicht ein Nagelknipser. Solange ich diese Sachen vor dem Spiegel aufgestellt hatte, wusste ich: Hier bin ich zuhause. Manchmal hatte ich noch ein kleines Büchlein mit Familienfotos oder einen Gedichtband von Gottfried Benn dabei. Das reichte. Früher gab es noch gar keine Handys. Wir waren oft wochenlang von der Außenwelt abgeschnitten und auf uns alleine



Liberia

Wann: 1989–1996 und 1999–2003

Der Konflikt: Der liberische Warlord, Charles Taylor beginnt 1989 von der Elfenbeinküste aus eine Rebellion gegen den Präsidenten Samuel Doe, der sich 1980 an die Macht geputscht und das Land instabil gemacht hat. Taylor siegt schnell, Doe wird getötet, doch Doe nahestehende ethnische Gruppen beginnen eine Gegenoffensive – ein 14 Jahre dauernder, überaus grausamer Bürgerkrieg bricht aus. 1997 wird Taylor Präsident, doch der Bürgerkrieg geht weiter. 2003 einigen sich die Kriegsparteien auf einen Waffenstillstand. Taylor verlässt das Land.

Die Lösung: Ellen Johnson-Sirleaf ist seit 2006 als gewählte Präsidentin im Amt. 2006 wird Charles Taylor verhaftet und an den UN-Sondergerichtshof für Sierra Leone überstellt, wo er sich in Den Haag für die Beteiligung an Kriegsverbrechen in Sierra Leone verantworten muss. Heute liegt die Wirtschaft am Boden. Die Arbeitslosigkeit liegt bei rund 80 Prozent. Demobilisierte Rebellen und Kindersoldaten erschweren die Erhaltung eines stabilen Friedens. Die Ebola-Krise 2014 trifft das Land deshalb umso schwerer. Konflikte zwischen den Nachkommen ehemaliger Sklaven und länger ansässigen Ethnien prägen das Land bis heute.

gestellt. Auch Fotoapparate durften wir nicht dabei haben. Wer mit einem Fotoapparat herumlief, galt schnell einmal als Spion und lief Gefahr, als nicht neutral angeschaut zu werden. Hunger und

Durst hatten wir kaum. Aber, es gab Zeiten, in denen wir lange nicht zu essen bekamen, was wir gerne gehabt hätten. Jeden Tag Reis. Vielleicht Poulet, Gemüse. Da kam es schon vor, dass ich grosse Sehnsucht nach Brot, Butter, Konfitüre, Greyerzer oder gar einer Cervelat hatte. So gabs denn stets zuerst ein Café complet, wenn ich in die Schweiz kam.

Welches ist die wichtigste Eigenschaft eines IKRK-Delegierten?

Absolut unerlässlich ist, dass man seine Emotionen im Zaum halten kann. Selbst wenn es einmal hektisch und schwierig wird. Man sollte in jeder noch so prekären Situation offen, sachlich und vor allem neutral bleiben. Auch mit Leuten, von denen man denkt, dass die jetzt die Bösen sind, gilt es, gute Beziehungen aufzubauen. Ja, du musst bereit sein, mit jedem einen Dialog aufzubauen, egal, aus welcher politischen oder bewaffneten Gruppierung er kommt. Die eigene Sicherheit hängt oft zu einem grossen Teil davon ab, wie man sich selber verhält.

Bei all diesen Einsätzen ist professionelle Distanz angesagt. Geht das immer?

Wir hatten ab und zu Probleme mit jungen Delegierten, die hochemotional wurden und Leben retten wollten. Etwa, indem sie noch in bereits brennende Dörfer vordrangen, um Leben zu retten. Es braucht aber kühle Berechnung. Man muss sagen können: «Nein, da hört der Einsatz auf. Ab jetzt geht die eigene Sicherheit vor!» Zugegeben: Das war oft schwierig. Es mochte helfen, wenn man alle als ganz normale Menschen sah. Täter wie Opfer. Bei unseren Einsätzen konnten beide mit ihren Anforderungen nerven. Dies half einem dann wieder, die nötige Distanz zu gewinnen. Nach den Genoziden in Ruanda und Burundi warf man uns einmal vor, dass wir in Flüchtlingslagern Mörder durchfüttern würden. Aber es ist nicht unsere Aufgabe festzustellen, wer an einem Genozid teilgenommen hat und wer nicht.

Hand aufs Herz: Ganz vermeiden lässt sich die eigene Betroffenheit halt doch nicht.

Wohl deshalb hörte ich irgendeinmal damit auf, Einsätze in Kriegsgebieten zu leisten. Man ist da ständig konfrontiert mit Schwachen und Vernachlässigten. Doch selbst in Ländern, in denen kein Krieg herrscht, gibt es Leute ohne Stimme, ohne Recht. Du arbeitest mit Leuten zusammen, die kaum Chancen auf ein normales Leben haben. Das ist dein tägliches Brot. Manchmal komme ich da schon ins Grübeln: Wir Schweizer sitzen in einem sicheren Land. Können wandern und die Natur geniessen. Manchmal frage ich mich schon: Warum bin ich in Stans geboren? Warum nicht im Kongo? Habe ich ein Anrecht auf Glück, Wohlstand und eine Lebensperspektive, bloss weil ich hier geboren bin? Und Menschen, die dort geboren werden, haben all das nicht! Da stellt sich dann die politische Frage: Was ist unsere Verantwortung?

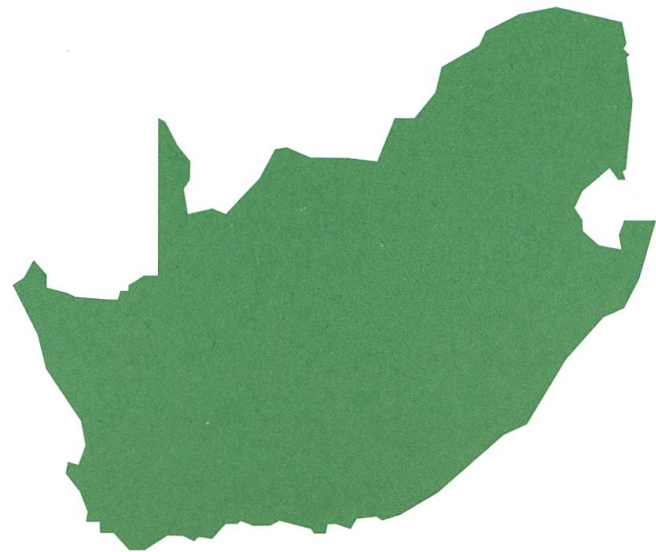
Und was ist sie, Ihre und eben auch unsere Verantwortung?

Ich glaube nicht, dass aufgrund meines direkten Einsatzes irgendetwas besser geworden ist. Aber ich habe erkannt, dass es auf unserer Welt sehr viel mehr positive Entwicklungen gibt, als man schlechthin annimmt. Es gibt sie in allen Ländern. Mitten in Kriegen und Hungersnöten. Lehrer, Krankenschwestern, ja sogar Bankangestellte sorgen dafür. Menschen, die sich positiv engagieren. Diese Gemeinschaft gilt es zu ermutigen. Und zu unterstützen. Nicht zuletzt auch mit Spenden. Was mich betrifft, so glaube ich, dass ich meinen Traum verwirklichen konnte, zu denjenigen Leuten zu gehören, die an der unendlichen Kleinarbeit beteiligt sind, die nötig ist.

Da ist doch sicher auch die eine oder andere Erinnerung an Menschen geblieben.

Ach ja. Beispielsweise die an Vincente aus Osttimor. Der schnitzte Holzfiguren. Weil ich ihm

einmal eine abgekauft hatte, kam er jedes Mal von Neuem auf mich zu, wenn er hörte, dass ich im Hotel sei. Was mich eigenartig dünkte: All seine Figuren machten auf gut Nidwaldnerdeutsch gesagt einen fürchterlichen Lätsch. Warum, sagte er mir nie. Als ich Osttimor Jahre später wieder besuchte, war er noch immer da. Er brachte mir sofort wieder eine Statuette. Nur, die lächelte plötzlich! Auf meine Frage meinte er: «Seit der Unabhängigkeit schnitze ich nur noch lächelnde Figuren.»



Heute wohnen Sie mit Ihrer Frau in einem kleinen Haus in Savoyen. Gar Haustiere halten Sie. Eigentlich friedlich. Doch bleiben nicht auch ein Leben lang Alpträume?

Da habe ich grosses Glück. In unserer Familie konnten wir immer sehr gut reden und erzählen. Ich helfe mir durch das Erzählen stets selber. Auch kenne ich Freunde, die mir zuhören. All das hilft mir beim Bewältigen. Ein ungutes Gefühl habe ich höchstens, weil ich heute zu wenig mache. Weil ich das Leben hier geniesse und über Frühpensionierung nachdenke. Das ist ein fast unerträglicher Spagat.

Aber Sie setzen sich doch nach wie vor ein. Im Schweizerischen Roten Kreuz.

In meiner heutigen Arbeit beim SRK geht es um längerfristige Entwicklungs-Zusammenarbeit. Wir zeigen beispielsweise Leuten im Küstengebiet von Vietnam, wo der Meeresspiegel ansteigt, wie sie sich vor häufiger auftretenden Überschwemmungen schützen können. Oder wir betreuen Agent-

Südafrika

Wann: 1950 – 1994

Der Konflikt: Das 1950 installierte und zusehends repressiver agierende Apartheid-Regime führt zu stetig militanter werdendem Widerstand in der schwarzen Bevölkerung. Das IKRK arbeitet während der gesamten Apartheid-Zeit im Land. Es ist eine seiner Hauptaufgaben, neben den zahlreichen Gewaltopfern auch die grosse Zahl politischer Gefangener zu besuchen und deren Haftbedingungen zu kontrollieren. Die letzten Jahre vor den ersten freien Wahlen sind von zunehmender Gewalt auch unter den verschiedenen politischen Gruppierungen der nicht-weissen Bevölkerung geprägt. Die jahrelange Unterdrückung sowie die unhaltbaren Zustände in den Townships entladen sich in einer Gewaltspirale.

Die Lösung: Mit der Wahl von Frederik Willem de Klerk zum Staatspräsidenten im Jahr 1989 beginnt das Ende der Apartheid. De Klerk hebt das Verbot der nicht-weissen politischen Parteien auf und lässt Nelson Mandela 1990 nach 27 Jahren Gefängnisstrafe frei. Damit beginnt die Vorbereitung auf die ersten, für alle Bürger Südafrikas geltenden Wahlen 1994. De Klerk und Mandela erhalten 1993 für ihre gemeinsamen Bemühungen, die Apartheid zu beenden, den Friedensnobelpreis. Am 10. Mai 1994 wird Nelson Mandela als erster schwarzer Präsident eingesetzt. Die ersten Jahre nach der Wahl Mandelas sind geprägt von der komplexen Veränderung der Verfassung, des Staatsaufbaus und der neuen Gesetzgebung. Die weltweit einzigartige Wahrheits- und Versöhnungskommission unter der Leitung von Bischof Desmond Tutu leistet einen enorm wichtigen Beitrag zur Bewältigung des Rassenhasses und der Traumata durch Jahrzehnte der Gewalt und der ungesühnten Verbrechen.

Orange-Opfer aus dem Vietnamkrieg. Leute, die nach den Entlaubungsaktionen der Amerikaner durch Dioxin verstümmelt wurden. Noch heute werden deswegen behinderte Kinder geboren. Wir setzen nichts selber um. Überall arbeiten wir mit lokalen Partnern zusammen. Ich übernehme die Koordination in 15 Programmländern in Asien und Europa. Gehe hin. Schau. Plane Projekte und Programme mit unsern Partnern und Regierungsstellen, die wir dann mit Geld aus Spenden umsetzen. Effizientes und bedarfsgerechtes Einsetzen der Gelder steht im Vordergrund.

Erzählen Sie noch etwas, an das Sie eine ganz gute Erinnerung bewahren.

Es war in Portugiesisch-Osttimor. Dort brachen nach der Verleihung des Friedens-Nobelpreises an Bischof Carlos Felipe Ximenes Belo und an den internationalen Sprecher der Autonomiebewegung, José Ramos-Horta, nochmals blutige

Unruhen aus. Viele junge Leute wurden verhaftet, furchtbar geschlagen und zu langjährigen Haftstrafen in Indonesien verurteilt. Sie hatten noch böse geschwollene Köpfe, als ich sie 1996 zum ersten Mal besuchte. In den nächsten vier Jahren lernte ich viele von ihnen bei regelmässigen, oft tagelangen Besuchen besser und besser kennen. Das ist die unsichtbare Arbeit des IKRK. Ameisenarbeit! Für die Gefangenen und ihre Familien ist es lebenswichtig zu wissen, dass eine Verbindung aufrechterhalten bleibt.

Im Jahr 2001 kam ich für einen Besuch aus Genf nach Indonesien. Und welch ein Zufall: Da durfte ich die Befreiung der Gefangenen miterleben. Die indonesischen Behörden hatten sie eben in die Obhut des IKRK gegeben, bevor sie nach Osttimor ausgeflogen wurden. Ich begab mich in die Hotel-Lobby. Da kamen die 50 politischen Häftlinge an. Ich kannte sie fast alle. Die Freude war riesig. Wir umarmten uns. Einfach wunderbar!

Romano Cuonz aus Sarnen hat 33 Jahre bei Schweizer Radio DRS gearbeitet. Seit seiner Pensionierung 2010 ist er freier Journalist, Publizist und Naturfotograf.